



SCHWINGEN IM MÖNDLICHT

MADELEINE PULJIC



1. KAPITEL

ALLISON

*J*a danke. Geh sterben!

»Was zum Teufel ...?!« Fassungslos starrte Allison auf die Nachricht, die auf ihrem Handy aufgeploppt war. Linda war ihre beste Freundin. Warum in aller Welt schickte sie ihr *so was*?

Allison öffnete den Chatverlauf und überflog die letzten Zeilen: *Sorry, ich muss dir für morgen leider absagen. Mein Geburtstag soll etwas Besonderes werden. Danke für dein Verständnis!*

Mit einem Satz war Allison aus dem Bett, trat dabei auf den Kasten mit den Aquarellfarben und fluchte. Wieder und wieder las sie die Nachricht, die eindeutig von ihrem Handy aus gesendet worden war.

Aber nicht von ihr.

Mein Geburtstag soll etwas Besonderes werden – also feiere ich ihn lieber OHNE DICH? Niemals hätte sie so etwas geschrieben, schon gar nicht ihrer besten Freundin!

Trotzdem stand es da, weiß auf blau.

Hastig tippte Allison eine Antwort. Ihre Finger zitterten so stark, dass sie mehrere Anläufe brauchte. *Das war ich nicht! Ich hab das nicht geschrieben! Bitte komm unbedingt, ich brauch dich!*

Drei hüpfende Punkte verrieten, dass Linda ebenfalls online war. Ihre Nachrichten folgten Schlag auf Schlag.

Ja klar. Wer denn sonst? Der Heilige Geist?

Steh wenigstens zu deinen Suffnachrichten!

Sorry Ally, aber solche Ausreden kannst du dir echt wohin stecken.

Ich wollte sowieso lieber zu Vince.

Und dann, wie ein Nachgedanke: *Danke für dein Verständnis.*

Allison fühlte, wie ihr die Hitze durch den Körper schoss. Wut, Scham ... Sie wusste nicht, was es war, doch es ließ ihr Herz so heftig wummern, dass sie es bis in die Ohren spürte. Ihr Handy vibrierte von weiteren Nachrichten, die im Hintergrund hereinkamen, aber die interessierten Allison im Moment nicht. Mit kribbelnden Fingerspitzen tippte sie auf den Telefonhörer neben Lindas Namen. Das Freizeichen ertönte zweimal. Dann drückte ihre Freundin den Anruf weg.

»Ach, komm schon!« Allison probierte es noch einmal. Diesmal schaffte sie nur noch ein Freizeichen. Wütend schmiss sie das Handy aufs Bett.

Das war doch vollkommener Irrsinn! Linda war ihre beste Freundin. Wie konnte sie ernsthaft glauben, dass Allison sie derart abservierte? Und dann auch noch behaupten, dass sie ohnehin lieber zu Vince wollte? Den hätte sie doch auch mitbringen können!

Mit fahrigen Bewegungen strich Allison sich die langen roten Haare aus dem Gesicht und versuchte, ihre Gedan-

ken zu ordnen. Jemand hatte ihr Handy benutzt. Sie hatte keine Ahnung, wann und vor allem *wie* – aber es gab nur eine Person, der sie eine derart hinterhältige Aktion vertraute.

Bebend vor Zorn riss Allison ihre Jeans vom Stuhl und ein langärmliges Shirt aus dem Schrank. Sie schlüpfte hinein, verdeckte damit ihre Narben. Dann schnappte sie sich das Telefon und stürmte die Treppe hinunter.

Schon im Flur hörte sie ihre Mutter, die in der Küche mit den Töpfen schepperte und gutgelaunt zu einem Tom Jones-Lied mitsang. Allison knallte das Smartphone vor ihr auf die Anrichte.

»Du hast Linda von meiner Party eingeladen?«, fauchte sie. »Mit *meinem* Handy?«

Ihre Mutter rümpfte die Nase, hievt einen mit Wasser gefüllten Topf auf den Herd und hängte die Schmelzschale hinein. »Natürlich nicht. Ich habe den Laptop benutzt.«

»Der auch mir gehört!« Dass sie ihre Mom die Grafikprogramme darauf benutzen ließ, bedeutete noch lange nicht, dass sie Allison's Chatnachrichten lesen durfte. Geschweige denn, welche in ihrem Namen verschicken! »Wie kommst du auf so einen Scheiß?«

Ihre Mutter seufzte. »Schatz, du wirst doch nur einmal achtzehn . Das sollten wir besonders feiern.« Sie zog eine Tafel dunkler Schokolade aus dem Schrank. »Ich mache deinen Lieblingskuchen!«

Allison ballte die Fäuste und grub ihre Fingernägel in die Handflächen. Der Schmerz half ihr, sich zu sammeln. »Wir hatten darüber gesprochen«, presste sie hervor. »Ich feiere heute mit meinen Freunden. Wir beide können *morgen* etwas unternehmen.«

Ihre Mutter ließ die Schokolade sinken. Das übertrieben fröhliche Lächeln auf ihrem Gesicht geriet ins Wanken. »Aber das ist unser letzter gemeinsamer Geburtstag, Ally! Nächstes Jahr gehst du aufs College, und dann ...«

»Ich weiß, Mom! Es ist auch der letzte Geburtstag, den ich mit meinen Freunden feiern kann. Mit dir habe ich jedes Jahr verbracht!«

Während ihre Klassenkameraden Parties ohne Ende schmissen, hatte sie mit ihrer Mutter immer wieder dieselbe Routine durchlaufen: gemeinsam in die Mall zum Shoppen, zuhause die Geschenke auspacken, jedes Jahr denselben Schokokuchen. Im Anschluss ein Filmabend mit Eis und der neuesten Liebeskomödie, vorzugsweise mit Patrick Dempsey oder – seit der in die Jahre gekommen war – Ryan Gosling. Jedes. Verfluchte. Jahr.

Gerade deshalb sollte es heute anders laufen.

Nur dass ihre Mutter das wieder einmal vergessen, nein, *verdrängt* hatte. Verständnislos runzelte sie die Stirn. »Aber das war doch immer *unser* Tag! Ich habe mir extra freigegeben ... Und jetzt bist du böse, weil ich Zeit mit meinem einzigen Kind verbringen will?«

Allison verdrehte die Augen. Jetzt ging diese Masche los.

»Natürlich können wir Zeit miteinander verbringen, Mom«, lenkte sie ein. »Nur eben nicht heute. Und es gibt dir auch nicht das Recht, in meinem Laptop rumzuschneifeln oder Linda von meiner Party auszuladen!«

»Ich habe Linda nicht eingeladen. Warum sollte ich? Auch wenn ich finde, dass sie kein guter Umgang für dich ist.« Inzwischen brodelte das Wasser. Allison's Mutter reduzierte die Hitze und begann, die Schokolade in die Schmelzschale zu brechen. »Ich habe die Party abgesagt.«

»Du hast *was*?«

Einen Augenblick lang hoffte Allison noch, sich verhört zu haben, doch ihre Mutter nahm in aller Seelenruhe den Schneebesen zur Hand und schob die weich werdenden Schokoladenbrocken umher. Sie war sich keiner Schuld bewusst. Wie immer.

Allison griff nach ihrem Handy und scrollte durch den Nachrichtenverlauf. Mittlerweile blinkten zig ungelesene Nachrichten in ihrem Eingang, und bei jedem einzelnen Kontakt leuchtete ihr derselbe unangenehme Text entgegen. *Danke für dein Verständnis!* Selbst Leute, die Allison überhaupt nicht eingeladen hatte, hatten eine Abfuhr bekommen. Und waren jetzt vermutlich doppelt sauer auf sie.

Ihre Mutter hatte die Party nicht bloß abgesagt. Sie hatte sie pulverisiert, und Allison's Ruf gleich mit.

Fassunglos sah Allison auf. Ihre Mutter hatte schon viel Mist abgezogen, aber das hier schlug dem Fass den Boden aus. »Hast du sie noch alle?«

Nun ließ ihre Mutter den Schneebesen doch sinken. »Wie redest du denn mit mir?«

Ihr verletzter Blick hätte Allison normalerweise unverzüglich Schuldgefühle beschert. Aber nicht heute. Diesmal war sie zu weit gegangen.

»Du ruinierst mein Leben!«, zischte Allison. Tränen brannten in ihren Augen. In ihrem Hals drückte ein dicker Klumpen, der sich nicht hinunterwürgen ließ.

Mit einem Knall landete der Schneebesen in der Spüle. »Wie kannst du so etwas sagen? Nach allem, was ich für dich tue?«

»Es geht hier aber nicht um dich!« Nun brachen die Tränen ungehemmt hervor. Wütend wischte Allison sie fort.

»Es geht um mich! Meinen Geburtstag. Das wäre *mein* Tag gewesen. Und du versautst ihn mir!«

Wochenlang hatte sie die Feier geplant, hatte nahezu den gesamten Lohn ihres Ferienjobs in die Getränke und Snacks investiert. Ein einziges Mal hatte sie diejenige sein wollen, um die sich alles drehte. Nicht ein geduldeter Gast, nicht nur das Anhängsel der wesentlich beliebteren Linda Hartfield.

In den Augen ihrer Mutter schimmerten Tränen. »Ich habe alles für dich aufgegeben.« Ihre Stimme klang kratzig, als wäre sie eine gebrochene Frau. »Ist es wirklich so viel verlangt, dass ich an deinem Leben teilhaben möchte?«

Allison krallte die Finger in die Innenseite ihrer Ärmel. Sie würde sich kein schlechtes Gewissen machen lassen. Diesmal nicht. »Du willst nicht daran teilhaben«, erklärte sie. »Du willst mich besitzen!«

Ein beißender Gestank breitete sich in der Küche aus. Rauch stieg aus der Schmelzschale, wo die Schokolade zu einem schwarzen, bröseligen Klumpen verbrannt war.

»Da hast du es!« Mit einer Mischung aus Triumph und Zorn packte Allison's Mutter die qualmende Schale und warf sie in die Spüle. Zischend verdampften die Wasserflecken darin. »Bist du jetzt zufrieden? Ich habe nur versucht, dir eine Freude zu machen.«

Ja, klar. Es war egal, was Allison sagte. Ihre Mutter würde die Märtyrernummer nicht aufgeben.

»Weißt du was?« Sie griff an ihrer Mutter vorbei und schaltete den Herd ab. »Spar dir deine Psychospielchen für jemanden, der sie noch nicht kennt.«

»Psychospielchen?« Ihre Mutter schnappte nach Luft. »Hältst du mich etwa für krank?«

»Das habe ich nicht gesagt ...«

»Aber gedacht.« Schmerz trat in die Augen ihrer Mutter.

Allison biss die Zähne zusammen und kämpfte den Drang nieder, sich zu entschuldigen. Sie würde nicht zurückstrecken. Heute nicht! Sie hatte nichts falsch gemacht. Sie hatte nur die Wahrheit gesagt – und selbst das wäre nicht nötig gewesen, hätte ihre Mom zuvor nicht jede Grenze überschritten.

Als Allison nicht die gewohnte Reaktion zeigte, verhärtete sich der Ausdruck ihrer Mutter. »So siehst du mich also, ja? Ich habe dich auf die Welt gebracht! Habe dich alleine aufgezogen! Und du hast es mir nie leicht gemacht. Weißt du eigentlich, was ich alles für dich ertragen habe? Wie sehr ich mich einschränken musste? Dein Vater konnte sein Leben einfach weiterleben. Denkst du, ich hatte nicht auch andere Pläne?«

»Mein Vater hatte keine Wahl!«, brüllte Allison. Mit ihrer Selbstbeherrschung war es vorbei. Ihre Mutter wollte die Dreckkiste der Vergangenheit öffnen? Schön. Dieses Spiel konnte sie mitspielen. »Du hast ihm nie von mir erzählt!« Und damit hatte ihre Mutter nicht nur ihren Ex um seine Tochter, sondern Allison auch um ihren Vater betrogen.

Genau das wollte sie ihrer Mutter auch vorwerfen, doch die stieß ein bitteres Lachen aus.

»Glaubst du wirklich, er wäre geblieben, wenn ich ihm gesagt hätte, dass ich schwanger war?«, fragte sie. »Er wollte mich nicht! Und ein Kind wollte er schon gar nicht. Und du bist genau wie er. Nur Flausen im Kopf, kein bisschen Verantwortung! Jeder hätte es verstanden, wenn ich dich abgetrieben hätte.«

Abgetrieben?

Das Wort traf Allison wie eine Ohrfeige. Sie wich zurück, unfähig, etwas zu erwidern.

Ihre Mutter wertete ihr Schweigen offenbar als Schuldeingeständnis. Sie zog sich die Schürze vom Kopf, knüllte sie zusammen und warf sie auf die Anrichte. »Wir sprechen wieder, wenn du bereit bist, dich zu entschuldigen.« Damit verließ sie nicht nur die Küche, nein, sie marschierte schnurstracks zur Haustür hinaus, ehe ihre Tochter die Sprache wiederfand.

Jeder hätte es verstanden, wenn ich dich abgetrieben hätte ...

Es schmerzte. Umso mehr, weil Allison wusste, dass ihre Mutter das absolut ernst gemeint hatte. Möglicherweise nur in diesem Augenblick, und morgen würde sie den ganzen Streit vergessen haben ... Aber das, was sie empfand, würde bleiben: Charlene Doyle bereute es, ihr Kind zur Welt gebracht zu haben.

Tränen liefen Allisons Wangen hinunter. *Ich habe nie darum gebeten, geboren zu werden!*

Das Gegenteil, ja. Das hatte sie sich oft gewünscht. Einfach aufzuhören zu existieren. Nichts von all dem mehr ertragen zu müssen. Endlich frei zu sein von Schmerz ... und Schuld. Allison schluckte.

Geh sterben!

Hätte Linda das auch geschrieben, wenn sie wüsste, wie es in Allisons Innerem aussah?

Ihr Blick glitt zu dem Messerblock, der auf dem Küchentresen stand. Sechs Klingen, feinsäuberlich geschärft. Es wäre so leicht, eine davon herauszuziehen, nach oben zu gehen ...

Für einen Moment flackerte ein Bild vor ihren Augen auf: ihre Mutter, die an ihrem Sarg stand und sich endlich eingestehen musste, dass *sie* ihrer Tochter das angetan hatte.

Aber wie üblich wurde dieses Bild von einem anderen verdrängt: Niemand kam zu ihrer Beerdigung. Niemand vermisste sie. Nur ihre Mutter stand am Grab, schüttelte den Kopf und erklärte, sie habe ja immer schon geahnt, dass mit ihrem Kind etwas nicht stimmte. Das müsse sie vom Vater geerbt haben, mit *ihr* sei schließlich alles in Ordnung ... »Nur Flausen im Kopf, kein bisschen Verantwortung!«

Nein! Allison riss sich von dem Anblick der Messer los. Diesen Gefallen würde sie ihrer Mutter nicht tun. Nicht auf diese Weise.

Sie stürmte nach oben, zerrte ihren Rucksack auf das Bett und kippte ihre Schulsachen aus. Dann riss sie die Schubladen ihres Kleiderschranks auf und fing an zu packen.

CALEB

Es regnete in Greenport, Maine. Caleb hob das Gesicht zum Himmel und genoss die warmen Tropfen, die auf ihn niederplatschten und den sommerlichen Staub von den Straßen wuschen. Ein scharfer Geruch lag in der Luft. Vor Kurzem musste hier noch ein Gewitter getobt haben, doch mittlerweile hatte es seine Gewalt eingebüßt.

Schade. Blitze und Donnerrgrollen hätten seiner Ankunft die passende Dramatik verliehen. Aber man konnte eben nicht alles haben.

Caleb wischte sich das Wasser aus dem Gesicht und straffte die Schultern. Zeit, es hinter sich zu bringen.

Die Straße, in der sein Elternhaus stand, hatte ihre besten Jahre lange hinter sich. Der Asphalt war rissig und an vielen Stellen gebrochen, die einst weißen Lattenzäune waren

grau und krumm. Hier am Stadtrand bröckelte der Vorortcharme von Greenport nicht bloß. Er lag in Trümmern auf dieser Müllhalde, die sich Straße nannte.

Vor dem Haus seines Vaters blieb Caleb stehen. Der Garten war verwildert, die Garage abgeschlossen, doch das wunderte ihn nicht. Sein Vater war nie besonders menschenfreundlich gewesen, und in den letzten Jahren war es immer schlimmer geworden. Die mit Brettern vernagelten Fenster dagegen waren neu.

Caleb drückte das Gartentor auf und stapfte durch den aufgeweichten Boden um das Haus herum. Er versuchte sich zu erinnern, wann er den Alten das letzte Mal aufgesucht hatte. Wie viele Jahre hatte er es diesmal ausgehalten, seiner Vergangenheit fern zu bleiben?

Hinter den verbarrikierten Fenstern herrschte Dunkelheit. Und nicht nur auf dem Rasen, auch auf den Stufen, die zur Hintertür führten, moderte das Laub vom letzten Herbst vor sich hin. Caleb hob die Hand, um an die Tür zu klopfen – und zögerte. Vermutlich war der alte Mann weggezogen. Vielleicht wartete er aber auch mit einer Schrotflinte hinter der Tür. Verrückt genug war er.

Die Flinte machte Caleb keine Angst. Er war jedoch nicht gekommen, um seinem Erzeuger tatsächlich gegenüberzutreten.

Also ließ er die Hand sinken, wandte sich um und klopfte stattdessen beim Nachbarhaus. Früher hatte hier Mrs. Rodriguez gewohnt. Caleb erinnerte sich, dass er sich als Kind oft unter ihrer Veranda verkrochen hatte, wenn es zuhause unerträglich geworden war. Sie hatte stets getan, als wüsste sie nichts davon. Nur die Keksteller, die sie neben der Tür bereitgestellt hatte, hatten sie verraten.

Es dauerte einen Moment, dann öffnete sich die Tür einen Spaltbreit. Eine magere Frau mit Lockenwicklern in den Haaren lugte heraus. Sie war weiß, blond, um die vierzig – und besaß auch sonst keinerlei Ähnlichkeit mit Mrs. Rodriguez.

»Ja?«

»Hi.« Caleb schenkte ihr sein charmantestes Lächeln. »Ich wollte zu Mister Brennan nebenan, aber ... Naja.« Er zuckte mit den Achseln. »Wissen Sie, ob er noch hier wohnt?«

Die Lockenwicklerdame schnaubte. »Da sind Sie ein bisschen spät dran. Das Haus steht seit über zwei Jahren leer.« Sie steckte sich eine selbstgedrehte Zigarette zwischen die Lippen und ließ ein Feuerzeug aufschnappen. Beim dritten Versuch gelang es ihr, den Glimmstängel zu entzünden. Sie zog daran und blies den Rauch seitlich aus dem Mund. »Er liegt am Weeper's Hill. Herzinfarkt, soweit ich weiß.«

Minuten später stand Caleb auf dem Friedhof und starrte auf das Grab seines Vaters hinab.

Er ist tot. Der Mistkerl ist einfach verreckt!

Caleb versuchte zu ergründen, was diese Information in ihm auslöste. Er fand nur eine schweigende Leere. Er hatte keine Trauer erwartet, ganz sicher nicht! Aber da war auch keine Genugtuung, keine Befreiung ... Nur dieses stille Nichts.

Resigniert hob er die Flasche billigen Bourbon, die er im neuen Supermarkt erstanden hatte, und prostete dem Grabstein zu. »*Cheers*, Dad. Ich sollte dir wohl ewigen Frieden und so wünschen, aber ich weiß ja, dass dir was anderes bevorsteht.«

Der Tote schwieg.

Caleb seufzte und setzte die Flasche an den Mund. Scharfer Alkohol floss seine Kehle hinab. Schon nach dem ersten Schluck musste er husten. Es schmeckte so scheiße, wie der Preis vermuten ließ.

»Hier. Ist eher dein Kaliber.« Großzügig goss Caleb den Rest des Gesöffs über dem Grab aus. Die leere Flasche schmiss er zwischen die Blumen.

»Naja. Tut mir jedenfalls leid, dass ich dein Begräbnis verpasst habe, alter Herr. Ich hätte es gerne miterlebt.« Er schnaubte. »Noch lieber hätte ich gesehen, wie sie dich ins Altersheim verfrachten. Sabbernd, verwirrt und in deiner eigenen Pisse liegend.« Wenigstens ein paar solcher Jahre hätte er seinem Vater vergönnt. Aber nein, der Feigling musste sich ja mit einem Herzinfarkt davonstehlen. Caleb seufzte. »Man kriegt eben nie, was man will.«

Allmählich breitete sich eine betäubende Wärme in Caleb aus und verdrängte die klamme Kälte in ihm. Der Alkohol tat seine Wirkung. Vielleicht hätte er mehr davon trinken sollen.

Aber vergossenem Bourbon nachzutruern war zwecklos – und sich zu betrinken obendrein kontraproduktiv. Caleb brauchte seine Sinne bei sich. Sein kleiner Abstecher hatte ihn bereits viel zu lange aufgehalten.

Er wandte sich vom Grab seines Vaters ab, breitete seine Schwingen aus und stieß in den Himmel hinauf.

ALLISON

Vier Stunden Fahrt. Das war keine Weltreise, und es führte sie auch lange nicht so weit von zuhause fort, wie sie es eigentlich nötig hätte. Aber es fühlte sich wie eine ver-

dammte Ewigkeit an, wenn man diese vier Stunden eingequetscht in einem Überlandbus mit ausgefallener Klimaanlage, stinkenden Mitreisenden und Sitzen verbrachte, die einem den Rücken ausrenkten.

Allison spürte ein penetrantes Kribbeln zwischen den Schultern, von dem sie hoffte, dass es bloß von der unbequemen Polsterung kam – und nicht von irgendwelchem Ungeziefer, das sich darin eingeknistet hatte.

Sie lockerte ihre Schultern, lehnte die Stirn ans Fenster und beobachtete die weite Landschaft New Englands, die dort draußen vorbeizog. Es war kindisch, was sie hier tat, das wusste Allison. Nicht, dass sie abgehauen war – *das* war durchaus vernünftig, und eigentlich hätte sie das schon längst tun sollen. Aber ausgerechnet in die Heimatstadt ihres Vaters zu fahren, nur um zu beweisen, dass ihre Mom sich irrte ...

Vielleicht hatte ihre Mutter sogar die Wahrheit gesagt, was ihren Vater anging. Womöglich hätte er tatsächlich auch dann das Weite gesucht, wenn er gewusst hätte, dass er eine Tochter erwartete. Dass er keine Lust gehabt hatte, sich ein Leben lang mit ihrer Mutter herumzuschlagen, konnte Allison jedenfalls gut nachfühlen.

Aber selbst falls er damals aus einem Pflichtgefühl heraus die Verantwortung für ein Kind übernommen hätte, das er nicht geplant hatte – nach achtzehn Jahren aufzutauchen, war eine völlig andere Sache. Was, wenn er inzwischen eine neue Familie gegründet hatte? Dann wäre eine Überraschung aus seiner Vergangenheit bestimmt das Letzte, was er gebrauchen könnte.

Davon abgesehen hatte Allison keine Ahnung, wie sie ihn überhaupt finden sollte. Vermutlich lebte er schon gar

nicht mehr in Greenport. Vielleicht war das alles nur ein gigantischer Fehler, und sie würde es bereuen, sollte sie ihn tatsächlich aufspüren.

Im Moment jedoch spielte er ohnehin nur eine Nebenrolle in ihren Entscheidungen. Allison konnte nicht mehr so weiterleben wie bisher. Etwas musste sich ändern, wenn sie nicht zugrunde gehen wollte. Sie musste ihr altes Leben hinter sich lassen, und zwar endgültig. Sie brauchte eine neue Richtung, einen neuen Sinn.

Mit leisem Seufzen schloss Allison die Augen. Das Kribbeln in ihrem Rücken wurde zu einem schmerzhaften Stechen.

Allison rutschte in eine andere Sitzposition und gähnte. Das sanfte Rütteln der Glasscheibe unter ihrer Stirn machte sie schläfrig, und es hatte wenig Sinn, sich über Dinge den Kopf zu zerbrechen, die sie im Augenblick ohnehin nicht beeinflussen konnte. Einen Schritt nach dem anderen, das war alles, was sie tun konnte. Sie würde eine Lösung finden, sobald sie in Greenport war. Nur eines wusste sie sicher: Zurück wollte sie auf keinen Fall.

Neugierig geworden?

Lies weiter in *Schwingen im Mondlicht!*